

Stormy Daniels



In aller Offenheit EINE FRAU GEGEN TRUMP

KNAUR 

Stormy Daniels

mit Kevin Carr O'Leary

In aller Offenheit

Eine Frau gegen Trump

Aus dem Englischen von Pieke Biermann,
Elisabeth Liebl, Stephan Kleiner, Eva Schestag
und Karsten Singelmann

Über dieses Buch

Der Name Stormy Daniels machte weltweit zum ersten Mal Schlagzeilen am 6. März 2018. An diesem Tag zog sie gegen Donald Trump vor Gericht. Gegenstand der Klage: eine Geheimhaltungserklärung zu der sie von Trumps Anwalt 2016 vor den US-Wahlen gedrängt wurde. Grund der Erklärung: eine Sex-Affäre mit dem Präsidentschaftskandidaten, die zehn Jahre zurücklag. Wie wurde aus Stormy Daniels die Frau, die bereit ist, den Präsidenten herauszufordern? Wie fühlt es sich an, im Auge eines politischen Hurrikans zu stehen, von den einen beschimpft und von anderen als Hoffnungsträgerin verehrt?

In diesem Buch erzählt Stormy Daniels zum ersten Mal ihre ganze Geschichte, und zwar alles, was zwischen ihr und Donald Trump passierte. Ungehaltene Versprechungen, die Zahlung von Schweigegeld und schließlich offene Drohungen und Einschüchterungsversuche waren die Folge.

Sie erzählt auch ihren ganz und gar unwahrscheinlichen Lebensweg, der sie von einer harten Kindheit in den

Südstaaten ins Rampenlicht der Pornoindustrie und schließlich in die Weltöffentlichkeit führte.

Man wird nicht aufhören, über Stormy Daniels zu reden.

Und man wird nicht damit aufhören, über ihr Buch zu reden. Sie schreibt selbstbewusst, vollkommen offen und un»verschämt« im wahrsten Sinne.

Inhaltsübersicht

Widmung

Prolog

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

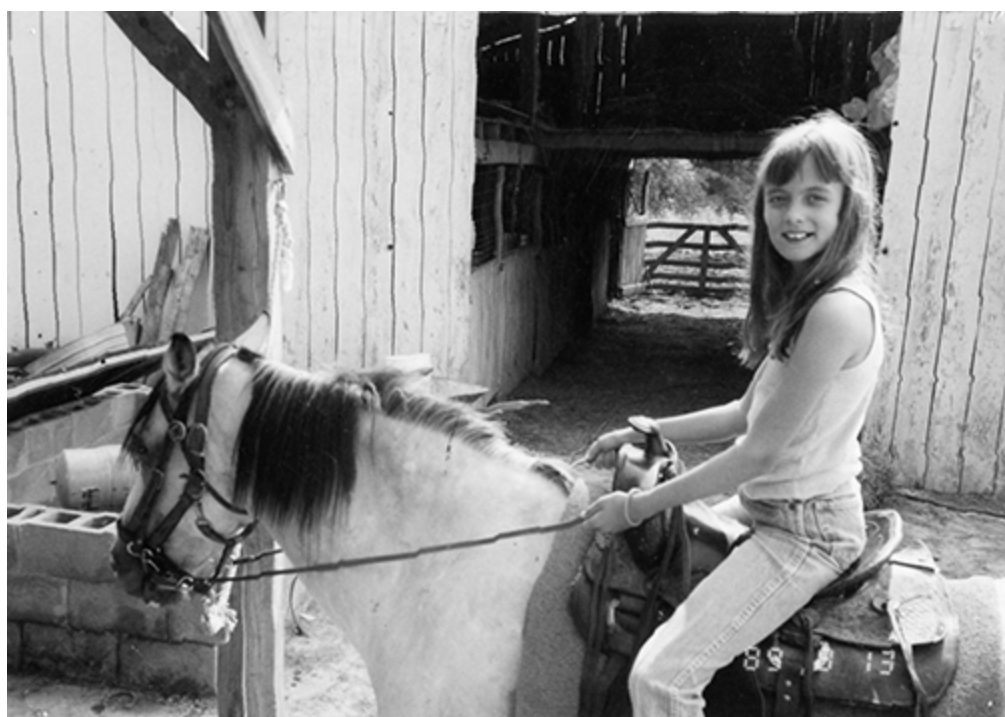
13. Kapitel

14. Kapitel

Epilog

Nachbemerkung

*Meiner klugen, tapferen, bildschönen Tochter.
Du erinnerst mich Tag für Tag daran, was wirklich wichtig
ist.*



Prolog

Mein Handy surrte und surrte, Nachrichten von Freunden, alle mit dem gleichen Text: »Happy Stormy Daniels Day!« Es war zwei Uhr, nur noch zwei Stunden, bis ich bei einer kleinen Open-Air-Feier auf dem Santa Monica Boulevard den Stadtschlüssel für West Hollywood überreicht bekommen sollte. John Duran, der Bürgermeister des Bezirks, hatte den 23. Mai zum Stormy-Daniels-Tag ausgerufen, und ich fand das mindestens so surreal wie alle anderen.

Ich schrieb allen zurück und trank eine Dose Red Bull leer. Keith und JD, meine schwulen Daddys, sorgen immer dafür, wenn ich bei ihnen in L.A. wohne, dass die Bude voll mit Energy-Drinks ist. Und mit Knabberzeug. Wer mit mir befreundet sein will, dem muss eins ganz klar sein: Knabberkram gehört dazu. Ein SUV mit meinen beiden Bodyguards hielt vor dem Haus. Brandon und Travis sind seit Anfang April, als die Morddrohungen gegen mich und meine Familie heftiger wurden, immer um mich herum, aber so nervös, wie sie jetzt mit einer Tasche auf die Tür zukamen, habe ich sie noch nie erlebt. Ich hatte sie in einen äußerst wichtigen Einsatz geschickt: »Fahrt zu Marciano und kauft mir was zum Anziehen für die Feier.

Größe S, zurzeit«, hatte ich sie instruiert, »und nicht vergessen, ich hab Riesentitten.«

Brandon und Travis waren auf Nummer sicher gegangen und mit zwei Kleidern zurückgekommen, eins pfirsichfarben, das andere schwarz. Sie gaben sie mir zur Begutachtung. Ich kniff die Augen zusammen – Leute, die ich mag, ein bisschen zu triezen ist mein Lieblingszeitvertreib –, dann sagte ich leise: »Habt ihr klasse gemacht, Jungs! Seid ihr jetzt auch noch Stylisten?« Ich nahm das kleine Schwarze von Capella, ein Bandage-Kleid mit tiefem Ausschnitt, das perfekt saß und Donner und Blitz – meine Spitznamen für meine Brüste – in Schach hielt.

Ich glaube, ich hatte die Kleiderfrage vor lauter Aufregung über die Rede, die ich halten sollte, so lange vor mir hergeschoben. Ich bin es als Schauspielerin und Regisseurin in der Erotikfilmbranche und als Stripperin gewohnt, dass mich Leute, die ich treffe, mit der Frage löchern, wieso ich dies und jenes tue. Wie komme ich eigentlich dazu, Pornos zu drehen oder mich in Clubs auf der Bühne ausziehen? Oder mich mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten anzulegen? Das Erstaunlichste für mich an diesem ganzen vergangenen Jahr dagegen ist die Entdeckung, dass ich vor Leuten reden kann. Auf der Scotlandville Magnet Highschool in meiner Heimatstadt Baton Rouge hatte ich zwar lauter Einsen, aber ich nahm lieber eine Sechs in Kauf, als mich vor die Klasse zu stellen

und etwas vorzutragen. Ich war starr vor Angst, meine Stimme bebte, ich kam einfach nicht vom Stuhl hoch. Das erste Mal passierte das in der neunten Klasse – bei einem Referat über Louisa May Alcotts Roman *Little Women*. Natürlich hatte ich ihn gelesen – ich las damals alles, was ich kriegen konnte. Und die Figur der Jo March wäre das ideale Thema für mich gewesen, weil sie Schriftstellerin werden wollte, genau wie ich. Vor allem mit ihrer Frustration über das wenige, was die Welt jungen Frauen zuzugestehen bereit war, konnte ich mich identifizieren. Außerdem fand ich nicht, dass sie den alten Professor Bhaer heiraten sollte. (Entschuldigung, wenn das jetzt ein Spoiler ist, aber wenn Ihre nächste Lektüre auf dieses Buch oder *Little Women* zusammenschnurrt, sollten Sie sowieso mal Ihre Lebensentscheidungen überdenken.)

Aber ich bekam keinen Ton heraus. Ich kassierte eine Fünf minus, und zwar jedes Mal, wenn ich die Aufgabe hatte, vor anderen Menschen zu reden. Ich mochte es nicht, angestarrt zu werden. Beurteilt. Aber genau das passiert jetzt ständig, nachdem ich im März dem CBS-Politmagazin *60 Minutes* ein Gratisinterview gegeben habe, das Millionen wert war. Ich wollte unbedingt als Erstes in einem seriösen, unparteiischen Sender gewisse Dinge richtigstellen, über Donald Trumps persönlichen Anwalt, über seine wiederholten Bitten, die Wahrheit über eine sexuelle Begegnung, die ich 2007 mit dem zurzeit amtierenden Präsidenten hatte, zu verschleiern. In

60 Minutes habe ich berichtet, was in dem Hotelzimmer gelaufen und wie ich später auf einem Parkplatz bedroht worden war. Aber das war nicht die ganze Geschichte – ich habe damals nicht erzählt, warum ich mich zum Reden entschlossen hatte und welchen Preis ich persönlich dafür bezahle. Noch immer schrieb und drehte ich Filme mit mir selbst als Star in L.A. und fuhr dann heim nach Texas, zurück in mein Vorstadtleben mit meinem Mann und meiner siebenjährigen Tochter. Das war mein Leben, so hatte ich es mir erträumt und hart dafür gearbeitet. Aber dieses Leben ist vorbei, das muss ich mir immer wieder klarmachen. Angesichts all dessen, was ich verloren habe, steht es mir doch wohl zu, mich zu verteidigen und sämtliche Fakten offenzulegen. Deshalb habe ich beschlossen, all das aufzuschreiben, was Sie gleich lesen werden.

Ich tue es auch für die vielen Menschen, die zu meinen Stripshows kommen und geduldig immer länger Schlange stehen, um ein Foto mit mir machen zu können und mir einen Augenblick nahe zu sein. Ich tanze in Clubs, seit ich 17 bin. In den zwei Jahrzehnten Film- und Bühnenarbeit ist meine Fangemeinde stetig gewachsen, demographisch gesprochen waren es meist weiße Männer in den mittleren Jahren, also zwischen 45 und 65 – vorwiegend Republikaner. Von denen habe ich etliche verloren. Okay, jeder hat die freie Wahl. Wir sind hier schließlich in Amerika.

Statt ihrer kamen jetzt Leute, die nicht weiß waren, Schwule, auch jede Menge weiße Frauen in den Vierzigern. Solche Leute waren bisher nie in Stripclubs gegangen, auch das will nämlich gelernt sein. Mein angestammtes Publikum hatte beste Manieren, vielen Dank noch mal. Wer in meine Shows kam, zeigte, dass er sich in der nicht jugendfreien Unterhaltungsbranche auskannte, wahrscheinlich schon auf Erotikmessen gewesen war oder zumindest einen anderen Pornostar in einem Stripclub gesehen hatte. Solche Leute wissen, wie man sich benimmt. Die knipsen nicht während der Show, die grapschen auch definitiv nicht nach mir, um mir Liebeserklärungen zu machen. Ich tanze nämlich auf sehr hohen Stöckelschuhen, und wenn jemand an mir herumzerrt, falle ich hin. Und er wird achtkantig vom Türsteher rausgeschmissen.

Wenn Ihnen der Begriff neues Geld etwas sagt, dann wissen Sie in etwa, wer die neuen Stripclub-Stammgäste sind. Die kommen jetzt in Massen in meine Shows.

Die schwulen Männer kann man in zwei Kategorien einteilen: Die einen wollen sich einfach amüsieren, die anderen Zeitgeschichte erleben – ich mag sie beide. Ich kann gar nicht sagen, wie oft ich von den Ersteren höre: »Das ist das erste Mal, dass wir Eintritt für einen Stripclub bezahlen – wo's eine Vagina zu sehen gibt.« Viele haben extra Requisiten dabei für die Fotos hinterher, Chipstüten oder Hüte mit dem Spruch *Make America Gay Again*.

Die Schwulen der zweiten Gruppe sind emotionaler, sie erzählen mir nach der Show, wie sie sich gemobbt fühlen von einer Regierung, die ihre Ehen und ihre Freiheit offenbar nicht schützen will. Was sie mir anvertrauen, sind reale Ängste, sie beruhen auf echten Erfahrungen. Denselben, die auch meine schwulen Daddys immer wieder machen, meine Wahlfamilie, seit ich mit Mitte zwanzig meine biologischen Eltern für mich abgemeldet habe. Keith und JD gehören zu den ganz wenigen Menschen, die von meinem Geheimnis in Sachen Trump-Vorwahl wussten, und es gab einen Moment Ende 2016, in dem sie mir vor lauter Panik wegen ihrer bevorstehenden Heirat übelnahmen, dass ich nicht reinen Tisch machte und mein Leben auf den Kopf stellte, um ihr zu retten.

Die Frauen, stellte ich fest, kamen in die Clubs, als es losging mit den verletzenden Facebook-Posts, die irgendwelche Leute morgens nach einer Show schickten. »Wir wollten dich eigentlich unterstützen, aber wir durften nicht rein!« Sie standen zu viert oder fünft vor dem Club, lauter Frauen, aber die Türsteher ließen sie nicht durch. Als heterosexuelle Frau kommt man normalerweise nur in männlicher Begleitung in einen Club. Wenn eine ohne Mann kommt, wird angenommen, dass sie nach Heiratskandidaten Ausschau hält oder anschafft. Bei mir weiß inzwischen jeder Clubbesitzer, dass er auch Frauen reinzulassen hat.

Die Frauen, denen ich während der Tourneen begegne, sind ziemlich wütend. Nicht auf mich, wie ich zuerst dachte. Ich hatte anfangs sogar ein bisschen Angst um meine Sicherheit in den Clubs. Aber nein, sie sind wütend auf Trump, anscheinend nehmen sie ihn als Stellvertreter für jeden Mann, der sie je schlecht behandelt hat. In Nashville, Shreveport, Baltimore ... überall hieß es: »Du musst ihn drankriegen. Schnapp dir diesen Haufen orangene Scheiße.« Ganz oft warten sie eher still in der Schlange, um mit mir zu reden, und dann legen sie mir die Hand auf den Arm und erzählen von irgendeiner Frau, für die sie sich nicht eingesetzt haben. Oder einer Freundin, die sich umgebracht hat, nachdem sie vergewaltigt worden war. Oder von sich selbst, von dem Gefühl, keine Stimme zu haben, schutzlos zu sein. Und ich stehe da, eine junge Frau in schicken Klamotten, die vor ein paar Minuten noch auf einer Bühne Striptease gemacht hat. Sie übertragen ihre Energie komplett auf mich und gehen nach Hause, befreit von einer Last, die jetzt ich auf den Schultern habe.

Zum Abschied sagen sie: »Du wirst die Welt retten.« Im April gab es noch ein Upgrade, da hat mir eine Frau bei einem solchen Gespräch gleich den Job verpasst, das ganze Universum zu retten. Soll aber kein Druck sein. Das geht an die Nieren, diese Frauen, nicht der Twitter-Troll, der mich Schlampe nennt, oder der Typ, der aus einer Menge heraus »Hure« brüllt. Auf so was, denke ich manchmal, hat mich meine Arbeit im Pornobusiness vorbereitet, da darf

man mich beschimpfen, wie es einem gerade einfällt, so was höre ich seit eh und je von Losern aller Art. Aber nichts im Leben hat mich vorbereitet auf die Vertrauensbeweise und die Hoffnungen von Menschen, die in meine Shows kommen. Das ist lauter positive Energie, und trotzdem nimmt es mich mit. Ich will es mal so beschreiben: Man liegt den ganzen Tag am Strand in der Sonne. Das ist toll, aber wenn man danach in sein Zimmer kommt, ist einem übel. Soll heißen, ich zieh mir das alles rein, aber irgendwann ist eine Grenze erreicht, die ich nicht vorhergesehen habe, und plötzlich liege ich in meinem Hotelzimmer auf dem Boden, wo mich niemand sieht, und heule. Ich durchlebe den Zustand noch mal, geballt, und dann stehe ich wieder auf. Bei mir heißt das Schwammausdrücken.

Ach richtig, es war ja Stormy-Daniels-Tag, die Heldin muss auftreten und eine Rede halten. Bevor ich mich aufmachte, telefonierte ich via Skype mit meiner Tochter. Sie war zu Hause in Texas mit der Privatlehrerin, die wir engagieren mussten, weil sie nicht mehr zur Schule gehen kann. Sie gegen den Mist, den alle Welt über ihre Mutter erzählt, abzuschirmen ist unmöglich. Die beiden waren gerade im Zoo, und ich vergaß die nächsten zehn Minuten alles andere und hing an jedem brillanten Wort meiner siebenjährigen Tochter, die von den Abenteuern ihres Tages berichtete.

»Ich kann es kaum erwarten, dich wieder in echt zu sehen«, sagte sie.

»Wir sehen uns Freitag, Kleines«, sagte ich. »Wievielmals schlafen ist das?«

»Zwei.«

Wir müssen inzwischen Treffen in anderen Städten organisieren, um den Paparazzi auf der Jagd nach Familienfotos aus dem Weg zu gehen. Es hatte sich herumgesprochen, dass ich immer, wenn ich mal zwei Tage Pause bei der Tournee habe, zu Hause in Texas bei meiner Kleinen bin. Die Presseleute campieren vor unserem Haus und dem Gestüt, in dem wir reiten. Diesmal wollten wir uns in Miami treffen, da konnte sie wenigstens mit Delfinen schwimmen.

»Mommy liebt dich«, sagte ich.

Und dann brach mein kleiner Wanderzirkus auf zur Schlüsselübergabefeier im Erotica-Shop ChiChiLaRue's auf dem Santa Monica Boulevard. Der Laden hatte einen Raum für Privatveranstaltungen, in dem Keith und JD schon standen, alle begrüßten und an diesem Ehrentag für ihre Tochter ganz in der Gastgeberrolle aufgingen. Dann kamen Bürgermeister John Duran, Vizebürgermeister John D'Amico und mein Anwalt Michael Avenatti. Ich musste dauernd grinsen, wer alles mit ihm fotografiert werden wollte und wer irgendeinen Vorwand fand, ihn am Arm zu berühren. Jemand vom Bürgermeisteramt fragte Michael, ob er auch etwas sagen wollte, aber es ist ja bekannt, wie

schüchtern er ist. Scherz beiseite – natürlich wollte er. Er hatte auch wie immer angeboten, meine Rede zu schreiben, und ich hatte wie immer abgelehnt. Zum einen, weil ich weiß, dass er Angst davor hat, aber vor allem, weil es meine eigenen Worte sein sollen.

Die Menge war inzwischen ziemlich groß, der Laden mit der komplett verglasten Front hatte etwas von einem Aquarium, draußen an den Absperrseilen zu der kleinen »Bühne« drängelten sich Fotografen und Fans. Brandon und Travis gingen auf und ab und hielten Ausschau nach möglichem Störpotenzial.

»Bist du so weit?«, fragte Michael.

Ich nickte. Der Bürgermeister, sein Vize, meine schwulen Daddys, Michael und meine Bodyguard-Drachen quetschten sich auf die winzige Bühne. »Eins kann ich Ihnen versprechen«, fing Michael an, »Stormy Daniels wird nicht ihre Sachen packen, sie wird nicht nach Hause gehen, sie wird einen langen Kampf ausfechten, jeden einzelnen Tag, so lange, bis er zu Ende ist.«

Dann überreichte mir John D’Amico den Stadtschlüssel, und das Mädchen, das einst lieber eine Sechs kassiert hatte, als sich beurteilen zu lassen, fing an zu reden. »Also ich weiß nicht genau, was man mit diesem Schlüssel aufkriegt. Ich hoffe, es ist der Weinkeller. Aber im Ernst, West Hollywood ist ein wahrhaft besonderer Ort und liegt mir sehr am Herzen.«

Jemand in der Menge brüllte: »Hat Trump 'n Großen?«
Und ich dachte nur: *Red einfach weiter, Stormy.*

»Als Frau mit zwei wunderbaren schwulen Vätern, Keith und JD, fühle ich mich hier besonders zu Hause. Die Gemeinde West Hollywood wurde vor mehr als drei Jahrzehnten mit dem Leitsatz gegründet, dass jeder Mensch würdig, fair und anständig behandelt werden sollte.«

»Der hat 'n Kleinen, was?«

»In West Hollywood steht man traditionell auf gegen Scheißkerle und sagt den Mächtigen die Wahrheit ins Gesicht. Ich empfinde es als großes, großes Glück, dazugehören zu dürfen.«

Wieder drinnen, las ich, wie der Bürgermeister den Stormy-Daniels-Tag begründet hatte, und wieder war ich sprachlos, wie aberwitzig mein Leben verlaufen war. Ich gehörte doch eigentlich in einen Trailer in Louisiana, mit sechs Kindern und ohne Zähne. Ich war aufgewachsen in einer Umgebung, der zu entkommen gar nicht vorgesehen war, unter Erwachsenen, die mich nie in irgendetwas gefördert haben. Ich fing noch in der Highschool mit Striptease an und ging trotzdem mit einem super Zeugnis ab, weil ich für die Schulzeitung geschrieben hatte. Ich habe mir in einer männerdominierten Branche Respekt erarbeitet, als Drehbuchautorin und Regisseurin. Und jetzt stecke ich, obwohl ich alles getan habe, mich da

rauszuhalten, mittendrin in einem der größten Skandale der amerikanischen Geschichte.

Ich weiß genau, ich hatte von Anfang an schlechte Karten, und eigentlich gibt es absolut keinen Grund, dass ich es so weit geschafft habe, bis hierher, wo ich Ihnen dies alles erzähle. Aber es könnte ja sein, dass das Universum Underdogs ebenso liebt wie ich. Meine Geschichte und die Entscheidungen, die ich getroffen habe, gehören mir. Ich stehe dazu, auch wenn Sie vielleicht manches anders gemacht hätten.

Dies ist meine Geschichte, und sie hat einen entscheidenden Vorteil – sie ist wahr.

1

Ein Tornado schraubte sich durch das Sonnenblumenfeld.

Er war klein und schmal und meilenweit entfernt, Mom und ich saßen auf der Treppe vor unserem Haus und sahen ihm zu. North Dakota war ausgedehntes Flachland, man konnte in aller Ruhe in der Sonne sitzen und einem Sturm in der Ferne beim Wirbeln zuschauen wie im Kino. Es war Ende Juli. In dem Sommer lebten wir in einem Wohnblock in Bismarck, der für mich mit meinen zwei Jahren aussah wie aus der *Sesamstraße*. Unser Haus lag gegenüber einer Sonnenblumenfarm, eine schwarz-goldene Fläche Richtung Osten, soweit man sehen konnte.

»Schau mal, der Twister«, sagte Mom immer wieder.

»Schau, der Twister.«

Ich hatte keine Angst. Die Sorte kleines Mädchen war ich nie. Ich war mit zwei Jahren allein von der Little-People-Academy-Vorschule nach Hause gelaufen. Ich war mittags während der Schlafenszeit einfach ausgebüxt. »Ich mache keinen Mittagsschlaf«, erklärte ich meiner Mutter, als ich wieder vor der Tür stand. Sie seufzte. Seit meiner Geburt brachte ich sie durcheinander, ich war nicht der geplante Junge, für den sie schon das Kinderzimmer dekoriert hatte,

sondern ein Mädchen. Eine Woche lang war sie tief betrübt. Ich hätte ein Stephan Andrew werden sollen, benannt nach einem verstorbenen Verwandten, und jetzt saß sie da mit einer Stephanie Ann. Falls wir uns je begegnen, nennen Sie mich Stormy.

In dem Tornadosommer kaufte mir Mom schwarze Rollschuhe mit roten Schnürbändern und roten Rädern. Ich fand sie einfach nur bildschön, aber Mom war wild entschlossen, mir Rollschuhlaufen beizubringen. Sie stellte mich auf den Betonboden und breitete die Arme aus. »Komm zu mir«, sagte sie.

Sheila Gregory war damals eine Schönheit, eine 27-jährige Ausgabe von Julianne Moore mit Sommersprossen, blauen Augen und langen rotblonden Haaren. Die trug sie offen mit Mittelscheitel, im Look der 1970er-Jahre, den sie erfolgreich in die 80er hinübergerettet hatte. Sie war klein und mager und bekam oft zu hören: »So ein Winzling.«

Neben meinem Dad wirkte sie noch kleiner. Bill Gregory ist ein stattlicher Mann, eins fünfundneunzig mit brauner Haut, er hat ein paar Tropfen Cherokee-Blut in den Adern. Ich bin eine perfekte Mischung aus Sheila und Bill, was allerdings auch grauenhaft hätte danebengehen können. Ich hatte dicke blonde Locken und die Intelligenz von meinem Dad. Seinetwegen zogen wir andauernd um, er war Bauingenieur und dafür zuständig, die Stromleitungen für neue Anlagen zur Wasserwiederaufbereitung zu planen. Mom hatte es nicht so mit Denken. Sie war auch nie

berufstätig, und ich kann mich nicht erinnern, sie je mit einem Buch in der Hand gesehen zu haben.

Das Einzige, was Mom interessierte, war mein Vater. Die beiden hatten eine leidenschaftliche Beziehung, und Mom war ein eifersüchtiger Hitzkopf. Sie warf gern mit Sachen um sich, allerdings nie in meine Richtung. Es waren Warnschüsse für ihn. Früher hatte sie sich die Männer aussuchen können, mit 17 war sie sogar ein paarmal mit Kurt Russell ausgegangen. Sie hatte ihn im Louisiana State Capitol kennengelernt, meine Großmutter war gerade Geschworene und hatte sie mitgenommen. Kurt drehte dort gerade *Turm des Schreckens*, ein Blick auf meine Mutter, und er war hin und weg. Er führte sie aus. Meine Großeltern erlaubten es, hielten sie aber unter Beobachtung. Meine Großmutter erzählte immer gern von dem Abend, an dem Mom von Kurt Russell mit einer Limousine abgeholt und in ein schickes Restaurant ausgeführt worden war. Weiter kam er nicht, sie war noch minderjährig. Sie hielten Händchen, und das war's.

Bismarck war nur ein kurzes Intermezzo. Wir behielten unser Haus in Baton Rouge, in dem ich geboren bin. Die Eltern meines Vaters wohnten nebenan und konnten es im Auge behalten. Aber da waren wir nur selten. Wir hatten einen Chevrolet Suburban mit Bootsanhänger, immer vollgepackt. Dads Boot kam überallhin mit, selbst wenn der neue Ort die reinste Felswüste war. Er nutzte jede Gelegenheit, um Wasserski zu fahren. Ansonsten zogen wir

es einfach hinterher, wir stopften unsere Sachen hinein, breiteten die Plane drüber und fuhren weiter zum nächsten Ort.

Ich habe ein fotografisches Gedächtnis und kann mich an jeden Ort zurückversetzen, an dem wir lebten. Zum Beispiel Kissimmee, Florida oder Kalamazoo im Winter, was Mom hasste. Dort saß sie den ganzen Tag jammernd und rauchend im Haus, in Michigan war es zu kalt, um vor die Tür zu gehen. Nach Bismarck kam Idaho Falls. Dort mieteten wir ein Haus in der Amy Lane, einer winzigen Straße mit vielen Fichten, die aussahen wie Weihnachtsbäume. Wir hatten einen schönen großen Garten hinter dem Haus, mit einem betonierten Weg zu einer Scheune, in der noch Pferdeställe waren. Irgendein früherer Bewohner hatte Pferde gehabt, und ich saß oft in der kühlen Scheune und versuchte, die Geister der Pferde heraufzubeschwören.

Mom freundete sich mit Nicky Fontenot an. Ich nannte sie Miss Nicky, sie besaß ein Pferd namens Prissy Puddin' und konnte Tonnenreiten. Einmal war ich im Stall, als Miss Nicky die Stute nach einem Parcours trocken ritt. Prissy war müde und verschwitzt, und irgendjemand hob mich, hoppla-hopp, hoch und setzte mich vor Miss Nicky. Ich weiß noch genau, wie der Sattel und der Pferdeschweiß rochen, ich sehe das rotbraune Fell und die schwarze Mähne vor mir. Es war magisch, und ich kann mich an keine Zeit in meinem Leben erinnern, in der ich nicht reiten wollte.

Ich war ein Einzelkind, und meine Mutter hat nie einen Hehl daraus gemacht, dass mein Vater überhaupt keine Kinder wollte. Ich wusste schon früh, dass sie mit Absicht schwanger geworden war und er das eine Kind dann eben toleriert hatte. Er war nie schlecht zu mir, ihm fehlte einfach jeglicher Vaterinstinkt. Er nahm hin, dass ich da war, und ich betete ihn an.

Natürlich stand auch nie zur Debatte, als ich vier wurde und allmählich die Schulpflicht drohte, dass mein Vater seinen Lebensstil änderte. Das hätte er nie. Und so zog Mom mit mir in unser Haus in Baton Rouge, und er nahm einen Job in Alaska an. Eine Zeit lang schickte er mir ausgestopfte Tiere aus der Gegend. Mein Liebling war ein kleiner Husky. Er fotografierte auch seine Baustelle und schickte 20x30er Abzüge von der endlosen platten Einöde und von den Polarfüchsen, die er zutraulich zu machen versuchte, indem er sie mit Brathähnchen fütterte. »Ich habe sie fast so weit, dass sie mir aus der Hand fressen«, erzählte er mir am Telefon.

Wenn ich fragte, wann er nach Hause käme oder ich ihn besuchen könnte, gab er keine Antwort.

Unser Haus im McClelland Court war klein, der Vorgarten bestand aus zwei gleichgroßen Rechtecken, eins asphaltiert für die Auffahrt und eins aus rüdigem Rasen. Die Straße gehörte zu einer hufeisenförmigen Siedlung, in der alle Häuser gleich aussahen und die gleiche Ausstattung hatten. Wir wohnten in einem Flachbau,

Bungalow Ranch-Style, mit drei Schlafzimmern, die diese Bezeichnung allerdings kaum verdienten. Ich hatte ein Wasserbett mit vinylbespanntem Rahmen, das immerhin war cool. Die Nachbarhäuser lagen nur ein paar Meter voneinander entfernt – falls Sie eins kaufen wollen, der Preis müsste heute bei 24000 Dollar liegen.

Mom schickte mich zum Ballettunterricht, weil ich Ballerina werden wollte. Die Lehrerin hieß Miss Vicki, ihrer schrulligen alten Mutter Miss Donna gehörte die Tanzschule. In dem Jahr wurde ein Stück geprobt, das eine Art Disney-Verschnitt war, ich sehe mein Kostüm noch vor mir: babyblau, paillettenbesetzt, mit einer Rüsche über dem Po. Dazu eine weiße Strumpfhose, weiße Steppschuhe und ein weißer Hut, auch paillettenbesetzt. Witzig, wenn ich heute auf meinen Stripshow-Tourneen die Zaubernummer tanze, habe ich den gleichen Hut in Schwarz auf. Und wenn ich den Zauberzylinder aufsetze, fällt mir jedes Mal das Disney-Ballett von damals wieder ein.

Hinter der Bühne war *Toddlers & Tiaras* live, Krabbelkinder, Krönchen und Baton-Rouge-Mamas, die ihren Töchterchen in den Haaren herumfuhrwerkten, alle rauchend. Meine Mutter versuchte, mir den Hut mit Haarklammern direkt auf der Kopfhaut festzutackern. Ich muss mit dem ganzen Haarspray und Polyester ein wandelndes Brandrisiko in Kleinformat gewesen sein.

»Aua!«, rief ich immer wieder. »Das tut weh!«

Das ist sehr erfrischend. Und etwas, das man hegen und pflegen sollte.

Ihr Lebensweg ist absolut erstaunlich. Und wir wissen nicht, wo er sie noch hinführen wird. Die Hoffnung, die ich mit diesem Buch verbinde, ist, dass Sie nach der Lektüre verstehen, wer Stormy Daniels wirklich ist. Und wenn Sie das tun, werden Sie mir sicher zustimmen: Wir können uns glücklich schätzen, dass wir sie haben.

Michael Avenatti, Rechtsanwalt

Impressum

Die englische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel

»Full Disclosure«

bei St. Martin's Press, New York.

© 2018 der eBook-Ausgabe Droemer eBook

© 2018 Stephanie Clifford, note copyright © Michael Avenatti Esq.

© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Lektorat: Gisela Fichtl

Redaktion: Christiane Bernhardt

Covergestaltung: Daniela Meyer, München

Coverabbildung: Keith Munyan;

Shutterstock.com/PhotoStockImage

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

ISBN 978-3-426-45568-5

Hinweise des Verlags

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44 b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Wissen, was gelesen wird